Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von **R. Emde, Bremen,** und **D. M. Fischer, Berlin.**

42. Jahrgang.

1909 **Berlin-Bremen, den 17. November.** **Nr. 46**

Erscheint jeden Mittwoch. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Buße. Von R. E. — Ist unsere Seele unsterblich? I. — Erich Marcks, Bismarcks Jugend. I. Von Edmund Ruete. — Vom Holländischen Protestantenbunde. II. Von Julius Bode. — Das Memento mori im deutschen Volk. Von H. Freytag. — Vom Büchertisch. — Anzeigen.

Buße.

Einst war das Christentum eine einzige harte Bußpredigt. Das Menschenwesen ist verderbt von Grund aus. Die Erde ist ein Jammertal, der Tummelplatz unreiner Geister. Hatten denn nicht schon die Propheten von der Macht Gottes in der Welt geredet? Hatte denn Jesus nicht gepredigt vom Reiche Gottes auf Erden? — Wir sind über diesen grauen Welt- und Lebenspessimismus hinaus. Unser Christentum ist nicht Weltverneinung und Weltverdammnis. Unser Christentum ist Evangelium: fröhliche Welt- und Lebensbejahung: Ja, in diesem Erdenleben wirken göttliche Kräfte in allen Ecken und Enden; in Hütten und Palästen, im Herrscherberuf und im geringsten ehrlichen Tagewerk, in edler Freude und im tapferen Leid. Auf welche Ziele und Ideale ist denn nicht dieses Leben angelegt! Gewiß, aus weiten, weiten Fernen leuchten sie erst; aber ihr Licht fällt schon versöhnend voraus auf unsere Fehler und Torheiten. — Ja, die Menschenseele hat den Himmelskuß bekommen; zu dem höchsten ist sie fähig; zur Gottvereinigung ist sie berufen. Hast du denn noch nie in ein strahlendes Menschenauge gesehen, daraus die Seele sprach: ich bin bei Gott gewesen? — Ja, zur Gotteswelt ist diese Welt bestimmt, zur sichtbaren Darstellung seines heiligen Willens.

Aber b e s t i m m t. Darin liegt's. Niemals huldigt unser Christentum dem, was i s t. Es huldigt nur dem, was w e r d e n soll. Überall sieht es göttliche Keime, aber es sieht sie auch überall vom Unkraut durchwuchert. Es glaubt an ihren Sieg, ihr Wachstum, ihre Vollendung. Aber es verlangt von diesem Glauben, daß er Kraft wird, froher, starker Wille, um solche Vollendung zu erringen. Ihr seid Gottes Mitarbeiter, ruft es uns zu. So hilf dem Guten, der Wahrheit, der Gerechtigkeit und der Liebe in der Welt. So tue Buße, indem du dich selbst immer wieder vom Bösen losreißest, immer wieder deine Kraft und deinen Willen heiligst. O gewiß, es wird besser in der Welt, es wird besser; aber nie und nimmer, ohne daß wir selbst besser werden. Das sei unsere Buße. „Da unser Herr und Meister Jesus Christus spricht: „Tut Buße", will er, daß das ganze Leben der Gläubigen Buße sei." R. E.

Ist unsere Seele unsterblich?

I.

(Aus einem wirklichen Briefkranz befreundeter Familien seien hier die Stellen dargeboten, die einmal die Unsterblichkeit der Menschenseele behandelten. Der Wert der Ausführungen kann natürlich nicht in der umfassenden und erschöpfenden Bearbeitung des Gegenstandes liegen, sondern in der Unmittelbarkeit, wie die verschiedenen Naturen der Briefkranzteilnehmer ihre Stellung zu dieser wichtigen religiösen Frage äußern.)

F r a u M a t h i l d e U.

. . . Denkt Euch, unsere liebe Selma entpuppte sich mir neulich bei ihrem Besuch hier als krasse Materialistin. Sie behauptete zu glauben, daß unsere Persönlichkeit mit dem leiblichen Tode auch zu leben aufhöre. Wäre es nicht der Mühe wert, hierüber mal jedes Einzelnen Meinung aus unserem Briefkranz zu hören? Es ist doch eine Frage, die jeden Einzelnen in tiefster Seele beschäftigt, mag er es sich selbst eingestehen oder nicht.

Der Entwicklungsgedanke weist uns meines Erachtens gerade darauf hin, daß eben auch unsere g e i s t i g e Entwicklung einer Vervollkommnung entgegenstrebt, die mit unserem Streben hier auf Erden nicht beendet sein kann. Die Menschheit bewegen so viel ungelöste Fragen, die die sterbliche Menschheit auch nie wird lösen können. Sollte dieses Verlangen und Suchen in das Menschenherz hineingelegt sein, um niemals befriedigt zu werden? Wie weise und zweckentsprechend sind selbst die niedrigsten Lebewesen geschaffen! Sollte es bei den Menschen anders sein, und ihre edelsten Triebe, sollten sie im Keimen und Werden erstickt werden? Sollten die mit tiefstem Ernst Gott suchenden Menschen, die in der Stunde des Todes voll heiliger Freude die Augen schließen, nach dem leiblichen Tode plötzlich von Gott verlassen sein, alle ihre heiligsten Gefühle Illusion gewesen sein?

Jeder Mensch schafft sich ja seinen Gott bis zu einem gewissen Grade nach seinem Herzen. Aber ist er selbst nicht unsagbar viel höher und größer als die Edelsten der Menschen? Ich muß offen gestehen, ich fühlte bedeutend weniger Verantwortung für mein Tun, gälte es nur dem Erdendasein. Aber z. B. auch das Bewußtsein, in jedem Kind eine unsterbliche Seele zu wissen, für die Gott mich,

soweit das in meinen schwachen Kräften steht, verantwortlich macht, dies Bewußtsein macht mir die Erziehungsarbeit so wichtig und schön. . . .

Heinrich U., jüngerer Theologe.

. . . Ich stimme meiner Frau bei und muß sagen, daß der Glaube an persönliche Unsterblichkeit bei mir ein Angelpunkt meiner ganzen religiösen Anschauung ist. Mit seinem Wegfallen würden mir auch eine Menge von Antrieben zum Guten wegfallen. Paulus sagt schon, wir wären die elendesten unter allen Menschen, wenn wir Christus nur für dieses Leben hätten. Vielleicht hat er nicht ganz recht mit der Meinung, mit dem Aufhören des Unsterblichkeitsglaubens bliebe nur der Wahlspruch: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot." Dies würde wohl faktisch die Durchschnittswirkung auf die Massen sein, wie ich nicht bezweifeln kann nach den lieblichen Beispielen unserer hiesigen Sozialdemokratie und vieler wichtigtuerischer Kulturphilisterseelen. Aber ich kenne doch genug Leute, die auch ohne Glauben an ein ewiges Leben eine hochstehende Sittlichkeit haben.

Nur mangelt ihnen meines Erachtens einerseits ein Hauptantrieb in der Schätzung der persönlichen Seele als des Wertvollsten im Menschen. Sie müssen sich begnügen mit dem Antrieb, den allgemeinen Kulturfortschritt zu fördern. Andererseits mangelt ihnen ein wertvolles, lebenswertes und aufs Persönliche zugespitztes Ziel. Der Mensch wird ihnen schließlich zum bloßen Naturwesen, das wie die Blätter des Waldes sprießt und vergeht und nur in den Nachkommen weiterwirkt.

Dies ist ja freilich nach Psalm 103, 15—18 die alttestamentliche Anschauung. Sie kennt eigentlich nur ein diesseitiges Leben und Gottes Wohltaten für Kinder und Kindeskinder. Fürs Jenseits kannte Israel nur wie Homer eine Scheol oder einen Hades, ein düsteres Schattenreich, vgl. Psalm 88, 5—7; 6, 6; Jesaia 59, 10.

Aber aus der persischen Religion heraus haben schon die späteren Juden den Gedanken der Unsterblichkeit angenommen in der Form einer leiblichen Auferstehung zum Gericht oder zur Seligkeit. Es haben auch die griechischen Mysterien und großen Philosophen den Gedanken des ewigen Lebens gefaßt. Jesus selbst hat ihn ohne weiteres angenommen und dem Urchristentum vererbt. Dieser Glaube allein hat die heroischen Tugenden des Märtyrertums geweckt. Ohne ihn wäre es niemand eingefallen, sich für Christi Sache martern und töten zu lassen.

Einen festen Anhalt finde ich mit Paulus (1. Kor., 15) für diesen Glauben in der Auferweckung Jesu selbst. Ihr wißt, daß ich diese nicht leiblich, sondern geistig fasse, als eine persönliche und gewollte Kundgebung und Manifestation des zu Gott eingegangenen Erlösers an die Seelen seiner Jünger. Lebt er persönlich weiter, so werden wir es auch tun. Mit mathematischer Sicherheit läßt sich freilich auf diesem Gebiet nichts beweisen.

Im Grunde handelt es sich ja auch dabei, wie bei so vielen Weltanschauungsfragen, um eine verschiedenartige Schätzung der menschlichen Persönlichkeit und Seele. Ist diese etwas Nebensächliches und Vergängliches, so ist das Bleibende und Wertvolle nur ihre Weiterwirkung im allgemeinen Menschheits- und Kulturleben. Nicht der Mensch selbst, sondern seine Taten und Wirkungen, nicht der Scheinwerfer mit der zentralen Lichtquelle selbst, sondern der von ihm ausgehende Lichtkegel wird das Wesentliche und Gute. Ist dagegen, um mit Goethe zu reden, die Persönlichkeit selbst das „höchste Glück der Erdenkinder", so muß sie bei folgerichtigem Denken auch als das endgültige und bleibende Ziel und Ergebnis betrachtet werden, zu dem jeder einzelne Mensch unter Gottes Erziehung in seiner Entwicklung heranreifen soll. Sie ist der Selbstwert, an dem alle anderen Werte erst gemessen werden. Dann ist sie aber auch zu gut, nur als Mittel zum Zweck in die allgemeine Kulturentwicklung hineingeschlachtet zu werden. Vielmehr umgekehrt: Die allgemeine Kulturentwicklung von der Urzelle bis zum Zukunftsmenschen ist nur Mittel für Gott zur Heranziehung — beinahe hätte ich gesagt Züchtung — von persönlichen Seelen, die eben, soweit sie sich ziehen lassen, an göttlichem, persönlichem Leben und Wesen Anteil gewinnen sollen. Jesus nennt das einfach „Reich Gottes" in den Anschauungsbildern seiner Zeit, und darüber hinaus kommen wir schließlich auch nicht.

So sehe ich in der ganzen Weltentwicklung einen einzigen großen, unter Gottes Leitung stehenden Vorgang der Wechselwirkung. Den von Gott berufenen persönlichen Seelen müssen, wenn sie selber zur Gottesliebe gelangen, alle bloßen unpersönlichen „Dinge", alle weltlichen Kulturentwicklungen zum „Besten" dienen, nämlich zur Herausarbeitung ihres tiefsten Seins und Wesens, ihres eigenen Selbst, das im Gebet die persönliche polarisierende Spitze zu dem persönlichen Gott hin erhält. In der Gemeinschaft mit Gott als der absoluten Persönlichkeit vollendet sich der Mensch dann zum persönlichen Seelenwesen. So wird er frei von der Erdenwelt, über sie hinausgehoben zu ewigem Gehalt und zugleich aller bloßen „Dinge" Herr im Glauben.

Aber umgekehrt auch: Durch die Gemeinschaft Gottes selbst herangereift, soll er sein inneres Wesen wiederum hineingeben und hineinarbeiten in diese Welt, um auch anderen Menschen zu diesem „höchsten Glück der Erdenkinder" zu verhelfen. So wird er je nach der erreichten Stufe seines frei machenden Glaubens jedermanns Knecht in der Liebe, die sich an der Liebe Gottes entzündet hat. So gewinnt er aber aus dem Glauben an die persönliche Fortdauer der Seele und an ihren ewigen Wert nicht etwa ein weltentfremdetes und mönchisches, sondern ein kulturfreudiges und groß denkendes, ebenso religiöses wie sittliches Lebensideal, wie Luther uns das in seiner Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen" beschrieben hat. Aber Ende und Ziel ist schließlich bei allem nicht das Ameisengewimmel des Kulturlebens selbst, sondern der persönliche Geist.

Erich Marcks, Bismarcks Jugend.

1815—1848.

I.

Die Aufgabe.

Zwei Biographien Bismarcks haben mir einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen: die erste, von George Hesekiel, und die, von der soeben der erste Band erschienen ist: Bismarck, von Erich Marcks*). In der Zwischenzeit sind eine Anzahl in ihrer Art verdienstlicher Werke erschienen, jüngst sogar eine auf gründlichen Studien beruhende Biographie aus der Feder eines Franzosen, Paul Matter: Bismarck et son temps und eine solche von einem Dänen Aage Friis. Aber die große deutsche wissenschaftlich sicher begründete und von einem feinsinnigen Historiker und Psychologen mit Meisterschaft ausgeführte Bismarckbiographie verdanken wir doch erst Erich Marcks.

Hesekiels 1868 erschienenes treffliches Buch, das in mir als zehnjährigem Knaben eine immerwährende Liebe und Verehrung für den großen, tapferen, dem Odysseus an Klugheit nicht nachstehenden, deutschen Mann geweckt hat, der das Deutsche Reich mit Blut und Eisen und bewundernswerten Friedenswerken zusammengeschmiedet hat, war durch Frische und Wärme der Darstellung ausgezeichnet und brachte neben vielen Holzschnitten, die für die damalige Zeit recht ansprechend waren, zum ersten Male eine Fülle

*) Stuttgart und Berlin, 1909. J. G. Cottasche Buchhandlg. Nachf.

der köstlichen Briefe Bismarcks an seine Schwester, seine Frau und seine Freunde, die mit einem Schlage dem eisernen Kanzler das Herz des deutschen Volkes gewannen, das ihn bisher nur aus der Ferne und in seinen Taten bewundert hatte.

Marcks' Biographie ist seit mehr als einem Jahrzehnt langsam herangereift. Der vorliegende erste Band umfaßt die Jugendzeit von 1815—1848. Ich wüßte nicht, wer zu dieser Arbeit berufener sein könnte, als eben Marcks. Er hat sich bereits in seinem schönen Buche über Kaiser Wilhelm als ausgezeichneten Kenner der Zeit und begabten, bei aller Objektivität warmherzigen, des feinsten Eindringens in den Zusammenhang der tatsächlichen wie der seelischen Vorgänge fähigen Darsteller erwiesen und außerdem vom Fürsten Bismarck schon in einigen kleineren Schriften gehandelt. Er hat in Friedrichsruhe im Familienarchiv seit 1901 Studien gemacht in persönlicher naher Berührung mit Herbert Bismarck und sich ebenso in Varzin und bei Bismarcks Schwester Rats erholt. Er hat schon vor Jahren ein Kolleg über Bismarck gelesen, und als Schüler und Student bereits von einer Bismarckbiographie als der schönsten Lebensaufgabe geträumt. Das Werk ist also aus seinem Leben hervorgewachsen, wie es jedes rechtschaffenen Werkes Art ist oder sein sollte. Was er bieten will, darüber spricht er sich im Vorwort so aus: „Das Werk will eine historische Biographie sein, die den Mann innerhalb der weiteren Zusammenhänge der allgemeinen Zustände, Kräfte, Bewegungen seines Zeitalters, innerhalb der engeren, seiner persönlichen Voraussetzungen und Umgebungen sieht, aber als Mittelpunkt und Hauptsache immer ihn selbst, sein Werden und seine unablässige Wandlung, sein Handeln und die Einwirkung seiner Taten und seines Daseins auf Volk und Zeit, vor allem immer sein Dasein selbst, wie er lebte, wie er war, im ganzen seines Wesens und auf jeder großen Stufe seiner Entwicklung." Also Bismarcks Entwicklung während seiner Kinder- und Lehrjahre will er uns in diesem ersten Bande so anschaulich und so eindringlich wie möglich vorführen: denn das Kind wie der Jüngling ist des Mannes Vater. Das Neue des Buches ist wie in wertvollen neuen Tatsachen — die es in Fülle bringt — so besonders auch in der psychologisch aufs feinste begründeten Darstellung zu suchen.

Ich will mich nun bemühen, die Leser des Protestantenblattes mit den bezeichnendsten Zügen von Bismarcks Wesen und den wichtigsten Stufen seiner Entwicklung bis zum Jahre 1848 in möglichst engem Anschluß an Marcks' Werk vertraut zu machen, und hoffe sie so, wenn es nötig sein sollte, zur Lektüre der Biographie anzuregen, deren reicher Inhalt hier nur skizzirt werden kann.

II.

Schul- und Studienjahre.

Ich setze als bekannt voraus, daß das Bismarcksche Geschlecht — ob ursprünglich patrizisch oder rittermäßig, ist ungewiß — seit alten Zeiten in der Altmark ansässig war. Der Urgroßvater, August Friedrich von Bismarck, hat den spanischen Erbfolgekrieg und den nordischen Krieg mitgemacht. In Friedenszeiten war er ein gewaltiger Jäger und Zecher. Dann ist er noch unter seinem großen jungen Könige Friedrich mit seinen Dragonern in den ersten schlesischen Krieg gezogen, und ist bei Mollwitz vor dem Feinde Oberst und Ritter des pour le mérite geworden. 1742 wurde er an der Spitze seines Regiments bei Czaslau tödlich verwundet und starb. Sein Heldenmut ist auf den Urenkel übergegangen. Der Großvater, Karl Alexander, hat bei Prag, Kollin, Leuthen, Hochkirch mitgefochten als Rittmeister der Kürassiere. 1758 nahm er seiner Wunden wegen den Abschied. Er war kein geborener Soldat: von langsamem Entschluß, nicht rasch zur Tat, ein Mann von zartestem Gefühl, wie es sich in der rührenden Gedächtnisschrift ausspricht, die er seiner nach zehnjähriger glücklicher Ehe ihm entrissenen, geliebten Gattin gewidmet hat. Auch seinem granitharten Enkel war solche Zartheit nicht fremd. Seit 1775 wohnte Karl Alexander in Schönhausen an der Elbe. Sein jüngster Sohn, Ferdinand von Bismarck, des Fürsten Vater, trat mit zwölf Jahren in die Armee, die er aber schon mit dreiundzwanzig Jahren verließ, um Schönhausen zu bewirtschaften. Fünfunddreißigjährig heiratete er die siebzehnjährige Wilhelmine Mencken im Sommer 1806. Ihr Vater stammte aus einer Professorenfamilie, empfand aber keine Neigung zum gelehrten Beruf, sondern trat in den diplomatischen Dienst Preußens ein, zunächst als Legationssekretär in Stockholm, wo eine Schwester Friedrichs des Großen als Königin-Witwe lebte. Hier zeichnete er sich aus und wurde 1782 zum Kabinettssekretär des alten Fritz ernannt. „Die Stunde vergaß er nie, da er in Sanssouci zum ersten Male dem durchbohrenden Auge und der schneidenden Seelenprüfung des feinen, harten Greises gegenüberstand und seine Mahnung empfing: Aber sei er ja ehrlich, ehrlich!" Unter Friedrich Wilhelm II. wurde er Geheimer Kriegsrat. Er war den neuen Ideen zugänglich und hielt eine Reform der preußischen Regierung für notwendig. Unter Friedrich Wilhelm III. nahm er eine leitende Stellung ein, starb aber schon 1801 an der Halsschwindsucht. Er war nach Steins Urteil ein Mann von edelster Gesinnung und liberalen Grundsätzen, aber es fehlte ihm die Kraft, die sein Enkel in so hervorragendem Maße besitzen sollte. Seine Tochter fühlte sich stets als die Tochter eines hohen Beamten und teilte viele seiner Ansichten.

Als viertes Kind wurde am 1. April 1815 dem Paare Ferdinand und Wilhelmine von Bismarck ihr Sohn Otto zu Schönhausen an der Elbe geboren. Zwei Kinder waren bereits gestorben. Der ältere Bruder Bernhard wie die jüngere Schwester Malwine haben wie Otto ein hohes Alter erreicht. Die Mutter stand 1815 im siebenundzwanzigsten, der Vater im vierundvierzigsten Lebensjahre. Von Schönhausen siedelten die Eltern schon im nächsten Jahre auf die pommerschen Güter über. Pommerns Ebene mit ihren kleinen Hügeln, Laubwäldern und klaren Bächen ist auch später noch dem Kanzler die liebste Gegend geblieben.

Seit Januar 1822 besuchte Otto die Plamannsche Lehranstalt zu Berlin. Von den Eltern hat er den nicht eben tiefgebildeten, aber gutmütigen und liebevollen Vater zärtlicher geliebt als die kühle, ehrgeizige Mutter. Das Elternpaar schildert ein ehemaliger Amtsgenosse Menckens 1817 höchst amüsant folgendermaßen: „Gestern habe ich mit Mine Menken, jetzt von Bismarck, und ihrem Manne bei Albrechts gegessen. Sie ist sehr nervenschwach und deswegen schon seit Monaten hier, um sich von Wohlfahrt magnetisieren zu lassen, und behauptet hellsehend zu sein, auch daß das Magnetisieren ihr geholfen habe. Der Mann aber klagte, daß sie bei aller clairvoyance doch nicht hätte vorhersehen können, daß die Wollpreise gegen Ende des Wollmarktes niedriger als zu Anfang sein würden." „Der Vater," so charakterisiert ihn Marcks, „war der Landjunker des guten, aber nicht des größeren Stils: eifriger und erfolgreicher Pferdezüchter, eifriger Reiter und Jäger, ein Freund aller Behaglichkeit und eines guten starken Trunkes." Für seine Kinder fühlte er eine fast maßlose Zärtlichkeit und „brüstete sich" voll väterlichen Stolzes, „mit ihre Zeugnisse" — umsomehr, als er selbst mit der Grammatik auf etwas gespanntem Fuße stand. „Meine Mutter," schreibt Otto viele Jahre später an seine Braut, „war eine schöne Frau, die äußere Pracht liebte, von hellem, lebhaftem Verstande, aber wenig von dem, was der Ver-

liner Gemüt nennt. Sie wollte, daß ich viel lerne und viel werden sollte, und es schien mir oft, daß sie hart und kalt gegen mich sei." Daß sie ihre Badereise stets in die Ferien der Kinder verlegte und diesen so den heißersehnten Landaufenthalt unmöglich machte, konnten diese ihr so leicht nicht vergessen. Jedenfalls aber war sie eine bedeutende Frau. „Es war das höchste Ziel meines Lebens," so hat sie sich einmal geäußert, „und ich dachte es mir als das größte Glück für mich, einen erwachsenen Sohn zu haben, der, unter meinen Augen gebildet, mit mir übereinstimmen würde, der als Mann berufen wäre, viel weiter in das Reich des Geistes einzudringen, als es mir als Frau vergönnt ist." Sie hätte so gern auf den Sohn vererbt, „was ich als das höchste Gut des Lebens achte: den Sinn und die Richtung zu höherer geistiger Bildung, die uns allein das Göttliche in unserer Natur offenbaren kann." Es klingt in diesen Zeilen der verhaltene Schmerz über alles das, was sie bei ihrem Manne entbehren mußte.

Körperlich war Otto ganz ein Bismarck: „Hoch, stark, voll unverwüstlicher Kraft, wie diese . . . Er wußte und rühmte, daß die Bismarck starke Esser waren — auch ihren Durst verfolgte er ein gutes Stück weit hinauf." Vom Vater hatte er die schlichte Herzenswärme, den saftigen Humor, die Freude am behaglichen Genuß des Augenblicks. Auch die Art der vorhergehenden Generationen wirkte, wie wir gesehen haben, in ihm nach. Doch ist auch ein Tropfen Menckenschen Blutes, der auf öffentliche Tätigkeit hindrängte, die den Bismarcks fernlag, nicht in ihm zu verkennen.

In der an sich trefflich geleiteten Plamannschen Anstalt hat sich der Knabe nicht recht wohl gefühlt, wenngleich sein Zeugnis seinen Frohsinn rühmt. Die Sehnsucht nach dem Lande verließ ihn nicht. Er war, wie er selbst sagt, ein Junge, wie alle Jungen. Des Winters kamen die Eltern nach Berlin. Ihn schmerzte die Losreißung vom Elternhause und vom Lande. Aber er gewann dafür eine frühe Schule des Willens und der Selbstbeherrschung. 1827 ging er aufs Gymnasium über und wohnte mit Bruder und Schwester zunächst in dem von den Eltern in Berlin erworbenen Hause, im Sommer unter Aufsicht eines Hauslehrers. „In der Schule," so berichtet sein Lieblingslehrer Bonnell, „saß er mit sichtlicher Spannung, klarem, freundlichem Knabengesicht und hellleuchtenden Augen, frisch und munter unter seinen Kameraden." Später kam Otto zu einem Lehrer in Pension. Er blieb dem humanistischen Gymnasium stets günstig gesinnt, allzu tief aber, will es Marcks scheinen, hat es ihn nicht beeinflußt. Seinen Virgil hat er jedenfalls besser gekannt, als mancher Abiturient von heute, und er wußte ihn am 21. Januar 1864 im Abgeordnetenhause sehr wirksam zu zitieren, als er seinen Gegnern den wuchtigen Vers zurief: „**Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo.**" — „Wenn ich den Himmel nicht erweichen kann, so werde ich die Hölle in Bewegung setzen!" Von unsern Klassikern hat es ihm Schiller am stärksten angetan, weit mehr als Goethe. Außerdem mußte Berlin natürlich vielfach anregend auf den empfänglichen Knaben wirken. Seinen Kinderglauben verlor er bald. „Nach einem unregelmäßig besuchten und unverstandenen Religionsunterricht," sagt er selbst, „hatte ich bei meiner Einsegnung durch Schleiermacher an meinem sechzehnten Geburtstage keinen anderen Glauben, als einen nackten Deismus, der nicht lange ohne pantheistische Beimischung blieb." Ungefähr um diese Zeit hat er das abendliche Kindergebet infolge reiflicher Überlegung aufgegeben, weil ihm das Gebet mit dem Wesen Gottes im Widerspruch zu stehen schien.

Was seine politischen Anschauungen betrifft, so „verließ er das Gymnasium", wie wir alle aus den „Gedanken und Erinnerungen" wissen, „mit der logischen Überzeugung von der Vernünftigkeit der Republik". Seine geschichtlichen Sympathien aber blieben auf Seiten der Autorität.

Nach dem Wunsche seiner Mutter sollte er Diplomat werden, und er selber stimmte ihr zu. Am 10. Mai 1832 — also mit siebzehn Jahren — wurde er in Göttingen immatrikuliert. Er belegte zwei juristische, eine philosophische, eine mathematische und eine historisch-staatswissenschaftliche Vorlesung. Später sank diese Zahl auf ein sehr bescheidenes Maß herab. Nach kurzdauernden Beziehungen zur Burschenschaft wurde er am 5. Juli Korpsstudent der Hannovera. Zuvor schon hatte er den jungen intelligenten Amerikaner Motley kennen gelernt, der später ein bekannter Historiker geworden ist. Mit diesem hat ihn eine lebenslängliche Freundschaft verbunden. Auf der Mensur führte er seine Gegner fast immer glänzend ab. Das Korps ist ihm eine Schule der Energie gewesen. Im letzten Göttinger Semester wurde er in einen Korpsstreit hineingezogen, bekam, da er, wie es scheint, die Verantwortung für sein Korps auf sich nahm, Karzer und wurde mit Relegation bedroht. 1833 verließ er Göttingen und kam leidend auf dem väterlichen Gute Kniephof an. Hier lebte er wieder auf. Nun begannen die Schlußsemester in Berlin. Ein Repetitor tat gute Dienste. Am 22. Juni 1835 bestand er die Auskultatorprüfung recht gut. In Berlin teilte er Wohnung und Mahlzeiten mit Motley. Dieser wies ihn auf Shakespeare, Byron, Goethe hin. Ein anderer Freund war der Kurländer, Graf Keyserling, ebenfalls ein klarer, feiner Kopf.

Noch im Juni 1835 wurde Bismarck dem Berliner Stadtgericht zugewiesen und mußte fleißig protokollieren. Sofort zeigte sich bei ihm ein kräftiger Menschenverstand und sittlicher Ernst, sowie das äußerste Mißfallen an Leichtsinn, Routine, Schlendrian und Formalismus im Dienst, wie er sie gelegentlich bei einem Vorgesetzten antraf.

Bremen. Edmund Ruete.

Vom Holländischen Protestantenbunde.

Von Julius Bode-Bremen.

II.

Von einer holländischen Landeskirche kann nicht mehr die Rede sein. Vor 1789 war die niederländische reformierte Kirche (hervormd), das, was wir Staatskirche nennen. Aber vielen ihrer Mitglieder war sie nicht orthodox genug und daher trennten sie sich 1834 ab und gründeten die christliche gereformierte Kirche (abgeschiedene, Dissenter-Kirche). 50 Jahre später, 1886, fand eine abermalige Separation von der alten Staatskirche statt unter Führung des damaligen Amsterdamer Pfarrers, späteren Ministerpräsidenten Dr. Kuyper. Beide haben sich dann später 1892 wieder zusammengefunden unter dem Namen „christlich gereformierte Kirchen". Beide halten sich an die Beschlüsse der Dordrechter Synode von 1618 und 19, an den Heidelberger Katechismus und an das Glaubensbekenntnis des Guy de Bray, beide sind streng („bigott") orthodox. Daneben bestehen die Mennoniten, deren Pfarrer fast alle liberal sind und die Remonstranten, deren Prediger alle zu uns gehören. Die Lutheraner dagegen, die wieder in zwei Schattierungen vorhanden sind, evangelisch-Lutherische und wiederhergestellt-Lutherische (repariert-Lutherische), gehören der orthodoxen Richtung an, und halten sich an die Augsburgische Konfession, als verpflichtendes Bekenntnis. Die Verhältnisse aller dieser kirchlichen Gemeinschaften zueinander gehen wohl am besten aus folgenden Zahlen hervor: Die alte niederländische reformierte Kirche hat ungefähr 1600 Pastoren, darunter 350 bis 400 Liberale, die Dissenter-Kirche gut 400, die Mennoniten 130, die Remonstranten 30, die Lutheraner 60—70. Die Re-

monstranten haben auch eine Gemeinde in Deutschland, Friedrichstadt in Schleswig, die 1621 gegründet wurde von Remonstranten, die ihres Glaubens wegen aus ihrem holländischen Vaterlande vertrieben wurden. Sie haben, wie mir der jetzige Rotterdamer Remonstrantenprediger Eldering erzählte, der dort 1892—1900 amtiert hat, ein sehr reges religiöses und kirchliches, auch gemeinnütziges Leben. Zwischen Orthodoxen und Liberalen stehen noch Vermittlungstheologen, die man aber schwer unter einen Hut bringen kann. Die großen Unterschiede unter ihnen über das, was unbedingt festzuhalten ist und was eventuell aufgegeben werden kann, lassen das nicht zu. Bezeichnend sagte von ihnen der frühere Kriegsminister Seyffardt: sie stehen auf einer schiefen Ebene zwischen den Orthodoxen und uns, aber irgendwo auf dieser Ebene errichtet jeder einen Lattenzaun, der eine hier, der andere da, und schreibt daran: bis hierher und nicht weiter.

Wenn der erste Eindruck, den ich bekommen habe und der mir als richtig bestätigt wurde, wirklich richtig ist, so muß ich sagen, durchweg ist die holländische Kirche nicht so zur bloßen äußerlichen Form heruntergesunken wie bei uns vielerorts. Man denke nur bei uns an die Gewohnheit, sich trauen und taufen zu lassen und die vielerorts bestehende Sitte des regelmäßigen Abendmahlsganges. Wie ganz anders in Holland. Der Prozentsatz der kirchlich nicht getrauten Ehepaare ist dort viel größer als bei uns, namentlich im Norden wird die kirchliche Trauung verhältnismäßig wenig begehrt. Eldering erzählte mir von einem Pfarrer, der 6 bis 7 Jahre in seiner Gemeinde stehe und noch keine einzige kirchliche Trauung vollzogen habe. In Groningen hat die remonstrantische Gemeinde überhaupt Abendmahl und Taufe ganz abgeschafft.

Auch besteht die Tatsache, daß längst nicht alle Kinder kirchlich konfirmiert werden. In der Schule gibt es gar keinen Religionsunterricht, weder in Gymnasien noch Bürgerschulen, noch Volksschulen. Vom 13. Jahre ab gehen die Kinder, auch längst, wenn sie die Schule verlassen haben, zum Pfarrer in den Unterricht, der sie je nach der Bildung und der den Beschäftigten zur Verfügung stehenden Tageszeit in Abteilungen einteilt. Mit 18, 19, ja 20 Jahren werden sie dann, wenn sie wünschen, konfirmiert. Neuerdings gibt es allerdings „christliche" Schulen, Schulen „mit der Bibel", die auch staatlich subventioniert werden, ein Verdienst Kuppers, die Religionsunterricht im Lehrplan haben.

Im ganzen herrscht in der holländischen Kirche nicht die bei uns so oft anzutreffende salbungsvolle Sprache. Es geht dort frisch, fröhlich und weltlich zu. Ich wohnte einer kirchlichen Trauung bei, die ohne allen offiziellen Schmuck von Gehröcken, Fracks und Zylindern war. In schönen, sauberen, bunten Sonntagsgewändern saß die Gesellschaft andächtig im Halbkreis um das sitzende Brautpaar. Kein Formular lag dem Ganzen zugrunde und störte die Ursprünglichkeit und Innerlichkeit. Da wurde von allen gemeinsam gesungen, da wurde ein Lied von den Teilnehmern als fürbittendes Gebet für das Brautpaar gesungen, die Rede war schlicht und ungekünstelt warm. Eröffnet wurde die Feier, indem auf dem Harmonium der Hochzeitsmarsch aus dem Sommernachtstraum gespielt wurde, zum Schluß erklang ein Stück aus Lohengrin. Und das alles in einem kirchlichen Raum! Übrigens hat der niederländische Protestantenbund ein eigenes Gesangbuch herausgegeben, das auf den Plätzen in der Kirche liegt und aus dem die Gemeinde stehend singt. Die Predigten sind allerdings wesentlich länger als die unseren. Sie dauern in der Hermannsburger Art 1—1½ Stunden, häufig durch ein Zwischenlied in zwei Teile geteilt.

Die Festpredigt beim Protestantentag hielt Pastor Bisschop Boele aus Groningen über Habakuk 3, Vers 18, der als Prediger einen guten Ruf hat. Er stand in seinem Gehrock auf seiner Kanzel — die Mennoniten predigen meist im Frack, nie im Talar, sonst entscheiden Ortsgewohnheiten und persönliche Ansichten über die Kleidung des Pfarrers. Es gibt manche, die überhaupt keinen Talar besitzen. — Der Prediger bewegte sich so frei, wie jeder andere Redner, ohne die Steifheit und Beengtheit, die man bei uns so oft findet. Er sprach holländisch und nicht die Sprache Kanaans. Und so machen es unsere Gesinnungsgenossen dort durchweg. Allerdings muß ich hier einfügen, daß man sich noch nicht ganz klar und einig darüber ist, ob die alten orthodoxen Termen (Formen, Ausdrücke wie Gnade, Versöhnung, Erlösung, Rechtfertigung usw.) beibehalten werden sollen oder nicht. Pfarrer von Loenen-Martinet hielt darüber ein eingehendes Referat im abweisenden Sinn. Man habe nicht nötig, sich den altherkömmlichen Ausdrucksweisen, die vielerorts herrschten, anzupassen; denn die Anschauung, die innere Wärme, das religiöse Leben, das sich einst in diese Formen goß, existiert bei uns nicht mehr in den Gemeinden. Das mittelalterliche Bewußtsein ist von einem modernen Weltbild abgelöst und wer die alten Formeln gebraucht, setzt die Kanzel in Widerspruch zum alltäglichen Leben. Frei heraus muß man predigen. Jesus hat's auch so gemacht, der nicht theologisch redete, sondern die Sprache des Gemüts des damals modernen Menschen. Dann auch werden wir erreichen, was er erreicht hat, nämlich, nicht nur Stimmungen zu wecken, sondern die Herzen zu bewegen, die Seelen zu erbauen und den Willen anzuregen zur Tat.

Die darauf folgende Diskussion brachte allerdings Stimmen für und wider. Manche wollten mit der Tradition nicht brechen. Sie wollten den Zusammenhang mit den älteren Generationen nicht zerstören, ja, schließlich könne selbst der modernste Prediger der alten Ausdrucksweise nicht ganz entraten, da er Ausdrücke wie Gott, Glaube, heiliger Geist beibehalten müsse und sie mit anderem Inhalte fülle als dem ursprünglichen. Schließlich sei zwischen den Altliberalen und den „radikal Modernen" nicht die Terminologie allein unterscheidend, hier liege vielmehr eine ganz andere Anthropologie vor, die bei den einen mehr pessimistisch, bei den andern mehr optimistisch und idealistisch sei. Daraus erkläre sich die verschiedene Redeweise. Andere forderten unbedingte Wahrhaftigkeit und darum ein Brechen mit allem, was im Hörer falsche Empfindungen und Vorstellungen wecken könne.

Neben dem Protestantenbunde, der seine Mitglieder in allen kirchlichen Gemeinschaften und Denominationen hat, hat sich nun vor etwa sechs Jahren ein Zusammenschluß aller der reformierten Kirche angehörenden Freisinnigen gebildet. Beide Bünde bestehen und arbeiten nebeneinander. Und doch verschmelzen sie sich nicht, weil man befürchtet, daß, wenn auch die Reformierten ganz im Protestantenbunde aufgingen, das freisinnige Element innerhalb der großen Kirche geschwächt würde zugunsten der kleineren Dissenter-Kirchen. Über diese Frage und eine Arbeitseinteilung zwischen beiden Vereinen referierte Dr. Niemeyer-Bolsward. Die Diskussion ergab als Resultat eine Resolution, laut welcher dem Hauptvorstande die Aufgabe zugeschoben wurde, eine Abgrenzung der beiderseitigen Wirkungskreise herbeizuführen.

In der öffentlichen Abendversammlung, welche der ehemalige Kriegsminister Seyffardt als Präsident durch eine frische Ansprache einleitete, und die ein großer gemischter Chor durch Gesangsvorträge verschönerte, redete zunächst Pastor Bakker-Zwolle über das Thema: Was erwartet ein Prediger von seiner Gemeinde? Er berührte unter anderem hierbei die miserablen Besoldungsverhältnisse der holländischen Geistlichen. Es gibt im Lande noch zwanzig Stellen, deren Inhaber weniger als tausend Gulden Jahresgehalt beziehen. Auch die Pensionsverhältnisse sind kümmerlich, die Prediger müssen bis an ihr Ende arbeiten, ohne eine Jahresgrenze zu haben, die sie pensionsberechtigt

macht. Einer der Pfarrer bemerkte mir gegenüber sarkastisch: Wir haben vor den deutschen Geistlichen den Vorzug, daß wir predigen dürfen bis in alle Ewigkeit. Wird der Pfarrer dienstunfähig, so kann er natürlich Pension beanspruchen, aber die ist auch darnach. Nach vierzig Dienstjahren beträgt sie etwa 1000 Mark. Da muß man sich allerdings wundern, daß noch so viele junge Leute Lust haben, Theologie zu studieren, denn, sagte Bakker, ich kenne kaum einen Kollegen, der nicht Schulden hätte und alle anderen haben schwere Not auszukommen. Unsere Gemeinden sorgen wirklich dafür, daß unser Gebet erhört werde: Reichtum gib mir nicht.

Bei dieser Gelegenheit brachten auch wir Deutschen unsere Grüße dar, Hans Wegener-Mörs im Auftrage der Freunde der christlichen Welt und ich als Vertreter des Deutschen Protestantenvereins.

Vieles ist im kirchlichen Leben Hollands schlechter und trauriger als bei uns. Aber die Freiheit ist größer und die Innerlichkeit tiefer. Die Kirchen sind voller und das männliche Element ist unter den Kirchenbesuchern stärker vertreten (sechzig bis siebzig Prozent!). Die Geistlichen sind in ihren äußeren Formen beweglicher, und die kirchlichen Räume zeitgemäßer. Die Remonstrantenkirche, an der einst der Religionswissenschaftler Tiele wirkte, und in deren Neubau jetzt die Festpredigt gehalten wurde, war kein unpraktisches Riesengebäude, sondern ein großer, hoher, schöner Saal, einfach erhaben, mit einer wunderbaren Akustik und ohne den üblen üblichen Kirchengeruch.

Hier wie dort ist keine Vollkommenheit, aber hier wie dort tut der Protestantenverein mit fröhlichem Mut und frischer Kraft seine Arbeit zum Segen der Kirche, damit sie das Volk segne.

Das Memento mori im deutschen Volk.

Unser deutsches Volk hat etwas Lebensfrohes seit alten Zeiten; dennoch hat es darüber der Todesbereitschaft niemals vergessen. Was einst der St. Galler Mönch Notker Balbulus voll markigen Ernstes gesungen: **media vita in morte sumus**, was Dr. Luther dann 600 Jahre später dahin übersetzt hat: Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfangen, — das haben unsere Vorfahren gar sehr empfunden. Aus diesem Gefühle heraus sind jene unter dem Namen „Totentänze" berühmt gewordenen bildlichen Darstellungen erwachsen, die, zumeist mit erläuternden Versen versehen, doch auch an sich schon in sprechender Deutlichkeit die greifbare Nähe des Allbezwingers jedermann vor Augen rückten. Zugrunde lagen ihnen ursprünglich dramatische Aufführungen bei oder im Gotteshaus, die in erster Linie für die Geistlichkeit bestimmt waren; denn wenn jemand, so sollte sie es obenan beherzigen:

„Wer an den Tod denkt, hört auf zu sündigen.
Wer an den Tod denkt, fängt an zu leben."

Die den Tod vorstellende Person erschien dabei in gelbe anliegende Leinwand gekleidet, die durch künstliche Bemalung einen leichenhaften Eindruck erweckte. Besonders aber wählte sich die mittelalterliche Kunst dann diesen Vorwurf, indem sie eben jene mächtigen Bilderreihen schuf. Erst das Innere der Kirchen schmückend, fanden dieselben bald auch an Außenwänden, so an Kreuzgängen und Kirchhofsmauern, ihren Platz, ein beachtenswertes **Memento mori** für alle, die der Weg daran vorbeiführte. Denn da sah man alle Stände und Lebensalter vertreten, mit denen der blasse Tod seine Tour tanzte. Das ging so an mit Papst und Kaiser, und endete mit dem unmündigen Kinde:

„O dot, wo schal ik dat vorstan,
Ik schal dansen unde kan nicht gan?"
(O Tod, wie soll ich das versteh'n, ich soll tanzen und kann doch noch nicht geh'n? Lübisch-revalscher Totentanz, a. 1463.)

Da fehlte weder der Kaufmann, der in die Welt hinauszog, noch der Klausner, der sich von der Welt zurückzog. Student wie Söldner, Bürger wie Bauer, alle werden sie von dem aufdringlichen Tänzer engagiert. Mit ironischer Galanterie trägt er einer feinen Dame die Schleppe, und mit derselben ironischen Zutraulichkeit ladet er den Arzt ein, an seinem Knochengerüst die Anatomie zu beobachten:

„Herr Doktor, beschaut die Anatomey
An mir, ob sie recht gemachet sei."
(Baseler Totentanz, 15. Jahrh.)

Hingegen scheint der furchtbare Tanzmeister dem geplagten Landmanne gegenüber eine gewisse Sympathie an den Tag zu legen. Fast freundlich redet er ihn an:

„Komm, Landmann, an den Tanz, von Müh' und Arbeit heiß,
So schwitzest du zuletzt den kalten Todesschweiß;
Laß andre sein bemüht mit Pflügen, Dreschen, Graben,
Dein saurer Lebenstag soll Feierabend haben."
(Späterer Text zum Lübecker Totentanz.)

Gerne trägt der ungebetene Gast die Attribute seiner vis à vis an sich. So gibt er sich gelegentlich vor einem Professor selbst als ein Gelehrter. Auf dem Katheder sitzend, hat er in einem Buche das Kapitel „disce mori" = „lerne sterben" aufgeschlagen. Darüber hält er gleichsam Kolleg. Lautete doch ein alter Spruch: „Wer da meint, er kann alles, der muß doch zuletzt lernen sterben." Und so entstanden denn förmliche Handbücher über die **ars bene moriendi**, über die Kunst, wohl zu sterben. Neben volkstümlicheren Präparationen von katholischer wie protestantischer Seite sei hier auch an das gebildetere Leser voraussetzende Manuale des gefeierten Dogmatikers Johann Gerhard erinnert, dessen in meiner vorjährigen Artikelserie „Alte Jenenser" Erwähnung geschah. Unbeschadet angeborener Lebensfreudigkeit malte man sich immer wieder nicht nur in Bild und Spruch, sondern auch sonst in Sitte und Brauch den Tod an die Wand. Da schaute man hier in Stein ausgehauen einen Totenkopf, dort die Embleme des letzten Schnitters: Stundenglas und Sense. Hier las man rings um ein Zifferblatt die Frage:

„Sieh' an die Uhr und sag' mir an,
Zu welcher Stund' man nicht sterben kann."

Dort sah man sich darauf aufmerksam gemacht:

„Gleichwie der Sand im Glas behend,
Also mein Leben läuft zu End'."

Und so hielt man sich denn wohl auch sein Sterbehemd, seinen Sarg, seine Grabinschrift, seine letzte Ruhestätte beizeiten bereit. Nicht nur Bonifatius führte sein Sterbelinnen bei sich, auch Mathesius, Luthers Tischgenoß, durfte von sich bekennen: „Ich habe meinen Sterbekittel und Haube mir schon zur Hand gelegt und mir mein Epitaphium und Grabschrift vor etlichen Jahren gemacht, wie ich denn auch wöchentlich mein Requiem aeternam mir bei lebendigem Leibe fröhlich und tröstlich selber singe." Noch jetzt soll bei dem treuen deutschen Volksstamm hinter den Karpathen, bei den Siebenbürger Sachsen, die Sitte bestehen, daß das „schöne Hemd", welches die Braut genäht hat, worin sich der Mann trauen läßt, sorglich als „Sterbehemd" aufgehoben wird. Wem fiele dabei nicht Chamissos alte Waschfrau ein?

„Die Schere brauchte sie, die Nadel,
Und nähte sich mit eigner Hand
Ihr Sterbehemde sonder Tadel."

Nur Sonntags zieht sie es zum Kirchgang an; es ist ihr heiliger wie manchem Priester sein Meßgewand:

„Ihr Hemd, ihr Sterbehemd, sie schätzt es,
Verwahrt's im Schrein am Ehrenplatz;
Es ist ihr Erstes und ihr Letztes,
Ihr Kleinod, ihr ersparter Schatz."

Keineswegs aber, daß sie darum eine trübselige Natur gewesen —: hoch und hell läßt der Dichter das Preislied von der braven Frau ausklingen:

„Ich wollt', ich hätte so gewußt
Am Kelch des Lebens mich zu laben,
Und könnt am Ende gleiche Lust
An meinem Sterbehemde haben."

Weit verbreitet war auch einst der Brauch, bei Lebzeiten für seinen Sarg zu sorgen. So hat Kaiser Max, der auf der Martinswand dem Tode nahe genug ins Angesicht geblickt, allewege seinen Sarg bei sich gehabt. Reste dieser Sitte haben sich in der Lüneburger Heide wie im Lande Mecklenburg unter der Bauernbevölkerung noch lange vorgefunden; sei es, daß man sich den fertigen Sarg hinstellte, „Die Rustkist" = Ruhekiste (die Germanen sprachen vom Totenbaum), sei es, daß man sich doch wenigstens die schweren Eichenbohlen, „das Rauholt" = Ruheholz, beizeiten besorgte. Übrigens war man gelegentlich vorurteilsfrei genug, die Rustkist einstweilen zu häuslichen Zwecken zu verwenden. Man erachtete es für keine Profanierung, wenn man das Backobst darin aufhob. Überhaupt liebte man es manchmal, den strengen Respekt vor dem König der Schrecken humorvoll zu mildern. Man redete ihn „Freund Hein" an (— in Hein dürfte man eine Reminiszenz an den todbringenden Hagen vor sich haben). Oder man betitelte ihn auch „Gevatter Tod". Bekannt ist ja die Sage von jenem Kinde armer Leute, bei dem der Tod Gevatter stand. Es wurde ein gepriesener Arzt, der immer Bescheid wußte um Leben und Tod seiner Patienten, je nachdem sein Pate am Fuß- oder Kopfende des Krankenbettes, nur ihm sichtbar, erschien. Als aber der ehrgeizige Doktor seinen unheimlichen Paten zweimal durch Drehen des Sterbebettes überlistet und dadurch einmal einem König, ein andermal dem Töchterlein des Königs das Leben gerettet hatte, da ging dem erzürnten Gevatter der Spaß zu weit, und er blies seinem Schützling alsbald das Lebenslicht aus. Es ist eben doch schließlich immer wieder der unerbittliche Tod, der nicht mit sich handeln läßt, und wenn ihn auch das Leben anfleht:

„Ach, spare my eyne kleine tijd
Unde kere van my dinen nyd!
Ik bin noch nicht berede."
(Aus einem Lübecker Druck von 1494.)

Es bleibt dabei:

„Rasch tritt der Tod den Menschen an;
Es ist ihm keine Frist gegeben.

Bereitet oder nicht, zu gehen,
Er muß vor seinem Richter stehen."

Darum bleibt es auch einige ewige Wahrheit, was sich in der alttestamentlichen Bitte zusammenfaßt: Lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden. Oder wie es unsere Väter ausgedrückt haben: „Wer sich alle Tage zum Sterben schickt, den Gottes Gnade anblickt."

Die Anregung zu der vorliegenden Skizze rührt von dem D. Dr. A. Freybeschen Buche her: Das Memento mori in deutscher Sitte, bildlicher Darstellung und Volksglauben, deutscher Sprache, Dichtung und Seelsorge. In den Fuß tapfen dieses gelehrten Forschers sind wir gewandelt. Freybe ist einer unserer bewandertsten und fruchtbarsten Schriftsteller auf dem weitschichtigen Gebiete deutsch-christlicher Archäologie. Seine neueste Monographie ist eine äußerst reiche Materialiensammlung über unser Thema. Wer mehr darüber erfahren will, dem sei das in 19 Kapitel zerfallende, 258 Seiten umfassende Buch, welches bei Friedr. Andr. Perthes in Gotha für 4 M. erschienen ist, hiermit warm empfohlen.

Apolda. H. Freytag.

Vom Büchertisch.

Lessings Werke. (Auswahl.) 6 Teile in 3 Leinwandbänden, 5 Mark. — Das deutsche Verlagshaus Bong u. Co., Berlin—Leipzig, läßt die bekannte und bewährte Hempelsche Klassikerausgabe unter dem Titel „Goldene Klassikerbibliothek" in neuer Bearbeitung und Ausstattung erscheinen. Lessings Werke liegen zunächst in einer drei Bände starken Auswahl vor. Anordnung der Schriften sowie Korrektheit des Textes lassen schon die kundige Hand der Herausgeber erkennen. Das vorangestellte Lebensbild des Dichters befriedigt durch fesselnde Darstellung und Berücksichtigung der neuesten Ergebnisse der Lessingforschung. Gediegene Einführungen in die einzelnen Schriften dienen durch die großzügige Art der Behandlung des Stoffes sehr glücklich dem Zweck, das Interesse anzuregen und das Sachverständnis zu fördern, ohne sich in trockene und den Genuß der Lektüre störende Einzelheiten zu verlieren. Die einem gründlicheren Eindringen erwünschten philologischen und literarkritischen Anmerkungen und Ergänzungen sind in einen beonderen Anhang verwiesen. Ein Namenregister der von Lessing berührten Schriftsteller orientiert kurz über deren Leben und Bedeutung. Solider, geschmackvoller Einband, gutes Papier, klarer Druck, bildliche Beigaben lassen, verbunden mit jenen Vorzügen, die Ausgabe als eine außerordentlich preiswerte erscheinen. Möchte sie in Familien- und Schülerkreisen den verdienten Eingang finden. Lessingscher Geist tut uns so not!

Von unserem Standpunkte aus müssen wir nur bedauern, daß so wenig von den philosophischen und religiösen Schriften Lessings Aufnahme gefunden hat, da namentlich in letzteren erst der ganze Lessing in seiner kraftvollen Persönlichkeit zur Erscheinung kommt. Gewiß war bei dem Zweck dieser Ausgabe Beschränkung geboten. Aber hätte man dann nicht wohlgetan, sie den heute doch völlig ungenießbaren, nur dem Literarhistoriker von Fach noch interessierenden Jugenddramen gegenüber anzuwenden, die fast vollzählig vertreten sind, und statt dessen den religiösen Pfadpfinder und Wahrheitskämpfer Lessing etwas mehr zu Wort kommen zu lassen? Unsere Zeit ist doch so aufgeschlossen für religiöse Probleme, und man braucht wahrlich kein theologischer Fachmann zu sein, um an den Geistesblitzen der religiösen Polemik Lessings seine Freude zu haben. Für Kopf und Herz aber fiele mehr dabei ab, als von seinen Jugenddramen! Doch soll diese Ausstellung den lebhaften Dank für das Gebotene nicht schmälern. Nur wäre es erwünscht und sei hierdurch bei dem geschätzten Verlage angeregt, die in Aussicht gestellte Gesamtausgabe der Werke Lessings so anzulegen, daß ähnlich wie in der alten Hempelschen die philosophischen und theologischen Schriften gesondert erhältlich wären. An Käufern würde es in Kreisen dieses Blattes gewiß nicht fehlen.

Lic. Gastrow.

Linexa — die Dauerwäsche in der Flasche! Dies ist der Name eines neuen, von der Firma **Georg Tzschachmann & Co., G. m. b. H., Berlin, Leipzigerstraße 103,** herausgegebenen chemischen Präparates, das die überraschende Wirkung hat, gestärkte Plättwäsche, wie Kragen, Manschetten usw., — ganz gleich, ob aus Leinen oder Shirting — in Dauerwäsche zu verwandeln, von der jeder Schmutz bequem mit kaltem Wasser und Seife entfernt werden kann. Das Präparat greift nicht etwa die Wäsche an, sondern im Gegenteil, es konserviert Kragen, Manschetten usw. und verleiht ihnen ein neues elegantes Aussehen, so daß die Verwendung von Linexa bedeutende Vorteile bietet. Aus dem heutigen Inserat der Firma ist alles Nähere zu ersehen.

Das Versicherungswesen als Kulturmaßstab. Zu den konservativen Einrichtungen im besten Sinne des Worts gehört die Versicherung. Will sie doch den unversehrten Fortbestand der wirtschaftlichen Einzelexistenz gegen die Fährlichkeiten des Zufalls sicherstellen. Was früher als „Unglück", als unabwendbar und unberechenbar galt, das hat der rastlose Menschengeist gelernt, durch Versicherung, wenigstens in den wirtschaftlichen Folgen, auszuschalten. Freilich kann die Versicherung nicht die furchtbare Gewalt der Naturkräfte, des Feuers oder Wassers, des Blitzes oder Hagels, abwenden, nicht das Würgen des Todesengels, Unfälle und Krankheiten, oder vorzeitige Arbeitsunfähigkeit verhüten, nicht den verbrecherischen Eingriff räuberischer

Hände oder den durch Gesetz oder Vertrag begründeten Rückgriff des Unfallgeschädigten beseitigen. Wohl aber vermag sie den so verursachten wirtschaftlichen Schaden durch Hagel-, Feuer-, Lebens-, Unfall-, Haftpflicht-, Diebstahl- usw.-Versicherung zu ersetzen und auszugleichen. Ist somit Zweck und Wirkung der Versicherung rein wirtschaftlicher Natur, so ist das Hauptmotiv für sie ein wesentlich sittliches. Sie ist ein Ausfluß weiser Vorsicht und Vorsorge für die eigene Person wie für die Angehörigen. Das Hauptmittel der Versicherung ist aber der Genossenschaftsgedanke, die wirtschaftliche Zusammenfassung möglichst vieler und damit die Verteilung der für den einzelnen schweren, vielleicht unerträglichen Last auf eine recht große Zahl von Schultern, die den gleichmäßigen geringen Druck (d. h. die Prämien) leicht tragen können. Dieser praktische Hauptpfeiler der Versicherung kommt bei allen Versicherungsunternehmungen zur Geltung, am klarsten natürlich bei den auf Gegenseitigkeit beruhenden, wie beispielsweise bei dem die Haftpflicht-, Unfall- und Lebensversicherung betreibenden Allgemeinen Deutschen Versicherungs-Verein in Stuttgart. Aus dem Gesagten ergibt sich, daß die Versicherung eine hohe Stufe sittlicher wie wirtschaftlicher Entwicklung voraussetzt. Daher zeigen auch die „an der Spitze der Zivilisation marschierenden" Länder, wie England und die Vereinigten Staaten, Frankreich und die drei nordischen Mächte, eine hohe Blüte des Versicherungswesens; Deutschland, das bis vor einigen Jahrzehnten erheblich im Rückstand war, ist in den letzten Dezennien mit Riesenschritten vorwärtsgeeilt und nimmt jetzt in der öffentlichen (Arbeiter-) Versicherung unter allen Staaten weitaus den ersten Rang ein, während es in der privaten Versicherung nur noch England und Amerika nachsteht (und auch diesen nur in wenigen Versicherungsarten), Frankreich aber trotz seiner immer noch weit stärkeren Kapitalkraft längst überholt hat. Mit gutem Recht kann man die Ausbreitung und Nutzbarmachung des Versicherungsgedankens als Kulturmaßstab nicht nur für die Völker, sondern auch für die Individuen betrachten. P.

Bremischer Protestantenverein.

Im Konventsaal des Künstlervereins,
Freitag, 19. Nov., abends 7½ Uhr:

Vortrag
des Herrn Pastor Dr. Veeck:
„Religion und Kultur".

Diskussion. **Der Vorstand.**

Zeitschrift f. Missionskunde und Religionswissenschaft.

Jahrgang 5 M.

Inhalt von Heft 10:

1. Der Erziehungsplan Gottes an der Menschheit. Von Pfr. Happel, Heubach. (Schluß.)
2. Die Beziehungen Chinas zum Ausland im Laufe der Geschichte. Von Pfr. Wilhelm, Tsingtau.
3. Halbjahrsbericht der Station Tokio. Von Pfr. Schroeder, Tokio.
4. Aus der Mission der Gegenwart.
5. Literatur.
6. Mitteilungen.

Ia. Süssrahm-Tafelbutter

direkt aus der Molkerei
vielfach höchst prämiiert, versendet in Postkolli mit netto 9 Pfd. zu M. 12,50 franko gegen Nachnahme
Th. Xellers Nachfolg.
Biberach a. d. Riss 91 (Württbg.).

Was schafft Abhilfe?
Gressners unnachahmliche Sitzauflage aus Filz für Stühle und Schemel D.R.G.M. verhütet das Durchscheuern und Glänzendwerden der Beinkleider. Ueber 50,000 Stück in 10500 Bureaus eingeführt. Deutsche Bank 850 Stück. Preisliste frei von **Heinrich Gressner, Steglitz-Berlin 618.** — Neu: Nadelkissen und Briefmarken-Anfeuchter aus Filz.

Th. Mannborg, Leipzig-Li. Angerstrasse 38.
Königl. Hoflieferant.
Erste Harmonium-Fabrik in Deutschland nach Saugwindsystem.
Höchste Auszeichnungen.
Harmoniums
in höchster Vollendung von den kleinsten bis zu den kostbarsten Werken.

Passendes Festgeschenk für jeden Haushalt!

Echte Tiroler Gemüse- oder Kraut-Hobel
mit Schubkasten

mit	2	3	4	4	5	6 Messern
Grösse:	55/22	74/28	74/28	90/32	95/32	100/34 cm
à Mark	**4.50**	**7.50**	**9.—**	**12.—**	**15.—**	**18.—**

liefert **als Spezialität** und **unter Garantie**
H. Borgmann, Hagen i. W. 12.

Pischinger Torte

Wiener Spezialität. Nach dem Originalrezept des Erfinders. Die Torte hat einen ausgezeichneten Geschmack, sie ist wegen ihrer eigenart. Füllung selbst im Anschnitt monatelang haltbar, und wird im Geschmack von Tag zu Tag feiner. Bestes, vornehmstes Geschenk zu allen Gelegenheiten. Preis inkl. Porto u. Verp. 4, 5, 6, 8, 10, 12 u. 15 M. geg. Nachnahme oder Voreinsendung des Betrages, auch Briefmarken

Konditorei **„Pisching"** in Auerbach i. Vogtl., N. 13.
Grösstes Tortenversandhaus Deutschlands.
Zum Versuch dieser Spezialität versende ich kl. Probetorten geg. Einsendung v. 1 M. in Briefmark.

Otto zur Linde, Herausgeber des „Charon".
DIE KUGEL. Eine Philosophie in Versen. Preis M. 2. Echt Bütten. Vornehme Geschenkausstattung. Durch Buchh. oder direkt portofrei im Schutzkarton. Zur Orientierung über die **Charonbewegung** liefern wir den **Charon** ¼ Jahr **gratis** per Kreuzb. **Charonverlag. Gr.-Lichterfelde.**

Diabetikern Magenleidenden Zuckerkranken
welche sich für eine bewährte Ernährung interessieren, sende kostenfrei
Dr. Otto Gotthilfs hygienische Studie.
Aleuronat-Gebäck-Fabrik Friedrich Günther, Frankfurt a. M., C

Obstbäume
besonders:
Hochstämme, Halbstämme, Buschbäume
empfiehlt zu billigen Preisen
Hartmann, Gut Adolphshof bei Hämelerwald.

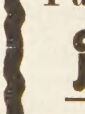
Beamte decken ihren Bedarf an
Zigarren
am vorteilhaftesten aus bester Bezugsquelle Hamburgs. Garantie für rein überseeische Tab., tadelloser Brand, geschmackvolle Aufmachung. Besonders empfehlenswerte Marken sind: **Don José** M. 56,—, **Lorenza** M. 60.—, **La Costa** M. 70,—, **Accepto** M. 75,—, **Belinda** M. 80,—, **Cerberus** M. 90.— p. Mille u. alle höh. Preislagen. Versand v. M. 20,— an franko, bei sofortiger Kassa 5 pCt., Muster auf Wunsch.
Hermann Bierendempfel, Hamburg I.

Apfel-Sherry
Johannisbeer- u. Stachelbeer-Sherry
ff. Himbeersaft
sowie ff. Liköre
empfiehlt nur erstklassige Ware von ersten Häusern. Den Herren Beamten zum Engros-Preise mit 2 % Rabatt.
Vertreter: **Rittergut Stolpe, Rechenberg, Hermsdorf an der Nordbahn,** Schlossstrasse 22.

Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:
Harmoniums mit wundervollem Orgelton von **78 M.** an. Illustr. Prachtkataloge gratis.
Aloys Maier, Kgl. Hoflief., Fulda.

Illustrierte Prospekte auch über den **neuen** Spiel-Apparat **„Harmonista"** (Preis mit Notenheft von 305 Stücken nur **30 M.**), mit dem **Jedermann ohne Notenkenntnisse sofort 4st. Harmonium spielen kann.**
Hermann Uhlmann, Gera (Reuß)
Hoflieferant.
Leistungsfähigste u. bedeutendste Fabrik für **Schulmöbel.**

Manchester
für **Jagd- und Knabenanzüge,** Mtr. 1.50 bis 4,50 M. Muster fr. g. fr.
A. Schröter, Hannover 6, Schlossstr. 7.


64 Serbien 4,50; 10 Asiaten —,50; 50 Frankreich —,75; 50 Italien —,75; 500 Verschiedene 6.—; 40 Spanien —,60; 10 Türre u. Taxis —,75; 100 portug. Col. 6.—; 6 Kreta —,35; 6 Sudan —,50; 15 Mauritius —,75; 50 span. Col. 1.—; 6 Kyrenaika —,50; 1000 Verschiedene 10.—. Alle verschieden, garant. echt. Preisliste gratis. **O. ALTMANN,** Berlin S. 59, Fichtestr. 23-16

Für Blutarme!
Roussillon
vorzüglicher **Rotwein** aus französisch. Trauben, 12 Fl. M. 12 franko gegen Nachn.
Heinrich Wolf
Weinhandlung, **Mainz.**

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag des Protestantenblattes, Berlin-Schöneberg, Eisenacherstraße 45. — Druck von Hoffmann & Reiber, Görlitz.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 46.

Berlin

Bremen.

17. November 1909.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Tagebuch: Kartell freiheitlicher Kulturvereine. — Landtagswahlen. — Von der Preußischen Generalsynode. — Zur Debatte über das Irrlehregesetz. — Lebendige Gemeinden. — Der Evangelische Bund in Mannheim. — Anzeigen.

Tagebuch.

Das Kartell freiheitlicher Kulturvereine, Weimarer Kartell, fordert zum Beitritt auf. Seine Grundforderungen sind: 1. Freie Entwicklung des geistigen Lebens und Abwehr aller Unterdrückung. 2. Trennung von Schule und Kirche. 3. Trennung von Staat und Kirche. Dem Kartell, das ca. 50.000 Mitglieder zählt, sind bis jetzt angeschlossen: die Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur, der Deutsche Monistenbund, der Deutsche Freidenkerbund, der Bund für Mutterschutz, der Bund für persönliche Religion, der Deutsche Bund für weltliche Schule und Moralunterricht, die Freie ethische Gesellschaft Jena, der Jungdeutsche Kulturbund, das Kartell der freiheitlichen Vereine Münchens. 50.000!

*

Die Landtagswahlen im Königreich Sachsen und im Großherzogtum Baden brachten bei verschiedenem Wahlrecht eine schwere Niederlage der Konservativen und einen bedeutenden Erfolg der Sozialdemokratie. Das Wort hat sich schnell erfüllt: Bei Philippi sehen wir uns wieder.

Von der Preußischen Generalsynode.

I.

Die Generalsynode ist die sechste ordentliche, aber die neunte überhaupt seit Bestehen der Generalsynodalordnung gewesen. Nachdem eine Vor-Generalsynode den Entwurf einer Generalsynodalordnung beraten hatte, verkündigte König Wilhelm I. durch seinen Erlaß vom 20. Januar 1876 dieselbe als kirchliche Ordnung. Im Jahre 1879 versammelte sich die erste Generalsynode, und ihr folgten dann in den Jahren 1885, 1891, 1897, 1903 und nun in diesem Jahre ordentliche Generalsynoden, also sechs. Nebenher gingen aber einige außerordentliche Generalsynoden, so im Jahre 1894, 1900 und zuletzt im Jahre 1907, als es galt, das Pfarrbesetzungs-Gesetz zu beraten. Die gesetzliche Tagungszeit ist alle sechs Jahre.

Was die Zusammensetzung der Generalsynode betrifft, so wird sie genau zweihundert Mitglieder zählen. In der ersten Sitzung waren 188 anwesend. Von diesen sind 151 gewählt von den zur Landeskirche gehörigen Gebieten, und zwar kommen auf Ostpreußen 15 Mitglieder, auf Westpreußen 9, auf Brandenburg 27, auf Pommern 18, auf Posen 9, auf Schlesien 21, auf Sachsen 24, auf Westfalen 12, auf die Rheinprovinz 15 und schließlich auf Hohenzollern, das seit der hohenzollernschen Kreissynodalordnung durch ein Kirchengesetz vom 19. September 1898 dem Generalsynodalverbande angehört, noch ein Mitglied. Zu diesen 151 gewählten Mitgliedern treten 6, welche die evangelisch-theologischen Fakultäten der Universitäten Königsberg, Berlin, Greifswald, Breslau, Halle und Bonn aus ihrer Mitte wählen. Weiter kommen hinzu die 13 Generalsuperintendenten der im Generalsynodalverbande stehenden Provinzen, und endlich die 30 vom Könige ernannten — bereits bekannt gemachten — Mitglieder. Für die 151 gewählten Herren sind stets zugleich Stellvertreter genannt worden, so daß im Falle einer Verhinderung keine Lücke einzutreten braucht, sondern gleich Ersatz einberufen werden kann. Präsident wurde Graf D. Zieten-Schwerin, Stellvertreter Superintendent Pohs, Königlicher Kommissar Oberkirchenratspräsident D. Voigts.

Die wichtigsten Beratungen betrafen das Irrlehregesetz, eine Ruhegehaltsordnung der Küster — und eine Ueberraschung: Ein umgeändertes Pfarrbesetzungsgesetz. Wir geben nach dem „Reichsb." diese allgemeinen Nachrichten. Der neue Wortlaut des Gesetzes und die Besprechung in nächster Nummer.

Zur Debatte über das Irrlehregesetz.

Regelung der kirchlichen Lehrfreiheit.

Man schreibt uns: Der erste Tag der Beratung über das Irrlehregesetz im Plenum der Generalsynode brachte nach dem Vortrag des Referenten eine Rede des Synodalen Kahl, welche sich mit den zu dem Gesetzentwurf eingegangenen Petitionen, und zwar in erster Linie mit der Erklärung des Verbandes der Freunde evangelischer Freiheit in Rheinland und Westfalen, dann auch mit der Petition des Deutschen Protestantenvereins, des Kirchlich-liberalen Centralwahlvereins und des Berliner Unionsvereins beschäftigte. Die Ausführungen des Redners richteten sich vornehmlich gegen den Verband der Freunde evangelischer Freiheit, dessen Erklärung in ihren Hauptsätzen einer eingehenden Kritik unterzogen wurde. Wir halten uns nicht für berufen, den Verband der Freunde evangelischer Freiheit gegen diese Angriffe zu verteidigen; das wird er jedenfalls selbst besorgen. Wir möchten uns heute nur insoweit gegen die Kahlschen Ausführungen wenden, als sie den auch von uns verlangten Erlaß eines Gesetzes zur Regelung der kirchlichen Lehrfreiheit betrafen.

Der Redner bezeichnete es als eine irrtümliche Auffassung, wenn behauptet werde, daß die Generalsynodalordnung ein Gesetz zur Regelung der kirchlichen Lehrfreiheit verheißen habe. Die Generalsynodalordnung habe in § 7 nur die Kompetenzfrage geregelt, daß Bestimmungen über die kirchliche Lehrfreiheit, wenn solche künftig erlassen würden, der staatlichen Gesetzgebung entzogen und ausschließlich der landeskirchlichen Gesetzgebung vorbehalten seien. Wenn beispielsweise in § 7 Nr. 4 der Generalsynodalordnung die Einführung oder Abschaffung allgemeiner kirchlicher Feiertage der landeskirchlichen Gesetzgebung vorbehalten sei, so werde doch niemand daraus folgern, daß ein Gesetz über die Einführung oder Abschaffung von Feiertagen verheißen sei. Und wer sich einen Freund der evangelischen Freiheit nenne, könne von seinem Stanpunkt gar nicht einmal wünschen, daß in die Frage der kirchlichen Lehrfreiheit durch Gesetz eingegriffen werde.

Die vorstehende Auffassung von der Bedeutung des § 7 der Generalsynodalordnung kann als stichhaltig nicht anerkannt werden.

Zweifellos besagt der § 7 zunächst nur, daß die unter Nr. 1 bis 8 aufgeführten Gegenstände der landeskirchlichen Gesetzgebung vorbehalten sein sollen. Bei näherer Betrachtung ergibt sich aber, daß die Nummern 1 bis 8 des § 7 lauter Gegenstände betreffen, für die schon damals ein dringendes Bedürfnis zur gesetzlichen Regelung vorlag, und für die fast durchweg inzwischen auch die erforderlichen Gesetze erlassen sind; daß unter Nr. 4 auch die Einführung oder Abschaffung allgemeiner kirchlicher Feiertage der landeskirchlichen Gesetzgebung vorbehalten ist, kann an diesem Sachverhalt nichts ändern.

Wir müssen uns mit aller Entschiedenheit dagegen verwahren, daß jetzt der Versuch gemacht wird, die gesetzliche Regelung der kirchlichen Lehrfreiheit einfach unter den Tisch fallen zu lassen. Der § 7 nennt diesen Punkt unter den Gegenständen der landeskirchlichen Gesetzgebung an erster Stelle, und die Verhandlungen der Generalsynode von 1875 ergeben, daß gerade auf Seiten des Kirchenregiments das Bedürfnis nach einer gesetzlichen Regelung der kirchlichen Lehrfreiheit schon damals als dringlich anerkannt wurde. In der Generalsynode von 1875 wurden von den Rednern der Rechten die größten Anstrengungen gemacht, um diese Bestimmung des Entwurfs zu Fall zu bringen oder in ihr Gegenteil zu verkehren. Ein Antrag Kögel verlangte die Streichung der Bestimmung; andere Anträge wollten an Stelle der Worte „Regelung der kirchlichen Lehrfreiheit" setzen: „Wahrung der kirchlichen Lehrordnung" oder „Grundsätze für die Handhabung der kirchlichen Lehrordnung" usw. Man machte geltend: während nach der Publikationsordre der Bekenntnisstand gewahrt bleiben solle, werde eine Aenderung des Bekenntnisses durch die Pforte dieses Paragraphen des Entwurfs wieder eingelassen. Dem gegenüber wurde von dem Generalsuperintendenten Brückner hervorgehoben, daß allerdings der bisherige Bekenntnisstand die stillschweigende Voraussetzung aller kirchlichen Verfassungsordnungen sei. „Aber wolle denn die Versammlung die Frage über das Maß der Geltung der Bekenntnisschriften für alle Zukunft der Generalsynode entzogen wissen? Wolle sie, daß die gegenwärtigen Zustände in der Lehrdisziplin dauernd werden? Er könne sich das nicht denken." Schließlich wurde der Entwurf unter Ablehnung aller Amendements von der Mehrheit der Versammlung angenommen.

Nach diesen Vorgängen hat die Behauptung, daß die General-Synodalordnung eine gesetzliche Regelung der kirchlichen Lehrfreiheit in Aussicht genommen habe, ihre volle Berechtigung. Die jetzige Vorlage des Ev. Oberkirchenrats bringt diese Regelung nicht; allseitig wird anerkannt, daß es sich hier nicht um materielles Recht, sondern um die Regelung des Verfahrens bei Irrlehren handelt. In bezug auf das materielle Recht bleibt es beim alten. Allerdings erkennt die Begründung des Gesetzentwurfs an, daß die Bekenntnisschriften nicht als Lehrgesetz gelten können; aber in dem Wortlaut des Gesetzentwurfs ist allen Zweifeln Tür und Tor geöffnet. Alles liegt in dem Ermessen des Spruchkollegiums, welches darüber zu befinden hat, ob und in welchem Umfange eine Abweichung vom „evangelischen Bekenntnis" vorliegt. Das ist der wunde Punkt des Gesetzes. Und deshalb verlangen wir nach wie vor ein Kirchengesetz zur Regelung der kirchlichen Lehrfreiheit.

Lebendige Gemeinden.

Friedrich Nippold, Die Aufgabe der kirchlichen Heimatskunde in spezieller Anwendung auf die Geschichte Neuwieds. Mit einem Nachwort über die Wiederanbahnung des konfessionellen Friedens.

Wir haben die nachfolgende Anzeige der Nippoldschen Schrift für unsere Beilage erbeten, weil ihre selbständigen Ausführungen in die zeitgemäße Debatte Kirche oder Gemeinde hineinpassen.

Neuwied und Leipzig, 1909. Heusers Verlag (Louis Heuser). 0,50 M.

Was die Einzelgemeinde der Gesamtkirche an Lebensgütern zuführen kann, hat D. Nippold in einer Reihe von Einzelbildern nachgewiesen. Diese Erkenntnis tut uns not in einer Zeit, in der man hin und her versucht und sucht, wie der Kirche für ihre Aufgaben in der Gegenwart ihre Lebenskraft erhalten, oder wo sie diese eingebüßt hat, neue verliehen werden kann. Die evangelische Kirche ist nicht die katholische Kirche. Es ist zu bedauern, daß in der öffentlichen Diskussion dieser Unterschied so wenig beachtet wird und im Kampf wider „die Kirche" eigentlich nur bekämpft wird, was das Wesen der römischen Kirche ist, nicht der evangelischen. Diese ist eigentlich nur die Vereinigung einzelner Gemeinden durch irgendwelche Verhältnisse, Landesgrenzen, gruppiert. Darum kann die evangelische Kirche auch ihren Lebensquell nicht in der äußeren Organisation finden, wie sie Landeskirchen bildet und eine Nationalkirche bilden würde, wenn das Ideal mancher Kirchenpolitiker sich erfüllte, sondern allein in der Lebenskraft und Betätigung der einzelnen Gemeinden. Auf diesem Grunde allein können sich dann jene umfassenden Organisationen zur Entfaltung größerer, gemeinsamer Wirksamkeit erheben.

Lebendige Gemeinden — das ist darum der Ruf, der durch die evangelische Kirche geht, und ehe er nicht überall erfüllt ist, wird die evangelische Kirche in ihrer Gesamtheit die starke und gesunde Kraft nicht besitzen, deren sie zur Erfüllung ihrer Lebensaufgabe im Volk und seinem Leben bedarf.

Was die Einzelgemeinde der Gesamtkirche an Lebensgütern zuführen kann, das weisen Beispiele auf, wie sie Nippold in seinen Vorträgen gezeichnet hat, an dem Bilde von Bonn und zuletzt an der Geschichte Neuwieds.

Daß ein Kirchenhistoriker von seinem weiten Blick aufs Ganze diesen Einzelnachweis vor Versammlungen von Gemeindemitgliedern darbietet, das ist gerade von großer Bedeutung. Damit wird am besten den Gemeindegliedern das Verständnis und das Herz geöffnet, auch für das, was sie zu tun haben und was sie an Bewegungsmöglichkeit für sich fordern müssen. Bilder lebendiger Gemeinden, in ihrer Bedeutung geschildert, werden manchem die Erkenntnis aufgehen lassen, die immer noch so vielen Evangelischen verborgen geblieben ist, die Erkenntnis: wir sind die Kirche, die Gemeinde der Christenheit. — Um in weitem Umfange jene Erkenntnis der Bedeutung der Einzelgemeinde für die Gesamtkirche zu eröffnen, dazu gehört die Fülle der Detailkenntnis und die Begabung, die Einzelerscheinungen aus räumlicher und zeitlicher Trennung heraus auf einander zu beziehen und wie Strahlen in einem Brennpunkt zu sammeln, wie beides gerade Nippold eignet.

Nippold hat in seinen Vorträgen über das Bonner und Neuwieder Gemeindeleben und dessen Bedeutung für die Gesamtkirche zugleich den Wert und die Aufgabe der „kirchlichen Heimatskunde" ins rechte Licht gestellt, sowie die Spezialforschung in ihrer Bedeutung für die Gesamterkenntnis nachgewiesen. Ueber das alles hinaus aber verfolgt er mit seinen Darstellungen den großen, in unserer Zeit viel betonten und als „dringendstes Erfordernis für unser nationales Leben" verkündeten Gedanken der Vereinigung der Konfessionen „des konfessionellen Friedens". Er tut es nicht ohne anzuerkennen, „daß das schöne Wort gerade von solchen mit Vorliebe im Munde geführt wird, deren Handlungsweise schnurstracks das Gegenteil bekundet", aber es ist ihm „zur persönlichen Pflicht" geworden, die Untersuchung nach der Berechtigung jener Forderung durchzuführen und damit die Gedanken weiter zu verfolgen, denen schon im Jahre 1901 sein Wiesbadener Vortrag über „den religiösen Frieden der Zukunft und seine Anbahnung durch die altkatholische Kirche" gegolten hat.

Nippold stellt uns noch weitere Früchte seiner zugleich Früheres revidierenden Muße in dankenswerte Aussicht.

Oskar Müller.

Der Evangelische Bund in Mannheim.

Für jede Versammlung eines großen Vereins kommt es darauf an, in „breiteste Oeffentlichkeit" hinein zu wirken. Jeder Vorsitzende kauft sich demnach seine Fahrkarte zum Festort mit der Frage: Werden die Massen kommen? Es schafft ein so klägliches Gefühl, sich wieder ein Jahr lang für die Fortentwicklung der Menschheit aufgeopfert zu haben, wenn dabei nicht auch sichtbare Erfolge sich dem Auge darstellen. Nach mißlungenen Festlichkeiten hört man hie und da das stolze Wort: Es ist uns weniger um die Menge, als

um den inneren Wert der Leute zu tun! Doch habe ich jeden, der das behauptete, stets ausgelacht. Zehntausend wären ihm natürlich lieber gewesen, als Zweihundert, und er ist von Enttäuschung gepeinigt, indem er seinen fadenscheinigen Trost der Welt preisgibt. Was hat denn nun der Evangelische Bund in der großen Handelsstadt des Südens ausgerichtet?

Sein Haupttag war jedenfalls der Sonntag, an dem die stille Arbeit der Vereinsvorstände im Meer der Massen seinen Fischzug zu tun gedachte. Wenn man zufrieden damit ist, zunächst einmal das Ohr der Menge zu erreichen, dann, Evangelischer Bund, bist du diesmal glänzend auf deine Rechnung gekommen! Der Nibelungensaal des Rosengartens, dieser größte Saal Deutschlands, mußte polizeilich abgesperrt werden, als anstatt des Höchstsatzes von 5000 schon 1000 mehr von dem Riesenraum verschlungen waren. Aber draußen begehrten noch mehr als weitere 5000 Einlaß. Die mußten auch ihr Unterkommen finden. Es wurde erzählt, daß an diesem einen Nachmittag ein Aufgebot von 14000 Menschen den Reden der Bundesmänner lauschte! Und das ohne Festzug, ohne Marschmusik, ohne viel wehende Fahnen, ohne Kranzgewinde. Wir schwerfälligen Protestanten bringen doch auch noch etwas zuweg! Wenn die Feinde uns aufrütteln? Wenn die Freunde es geschickt einfädeln? Beides jedenfalls!

Die lieben Feinde! Als ich Sonntag nacht früh 1 Uhr in Mannheim einstieg, um ins Oberland in meine Gemeinde und auf meine Kanzel zu fahren, ging auch noch der Lampenanzünder durch den Wagen, ein kleiner Mann mit arbeitgeschwärztem Gesicht und lustigen Augen. Er erkannte mich am blauweißen Zeichen als „auch einen". „Na, wie war's?" fragte er mich. „Ganz gehörig! Es waren kolossal viel Menschen da!" „Ja", meinte er, „wir müssen was machen! Die Schwarzen haben auch was gemacht. Aber wir schlagen den Rekord!" Es gärt doch allmählich unter der Oberfläche, und wenn man auch über die Erledigung der Finanzfrage verschiedenerlei Meinung haben kann, so drängt sich doch unbewußt und bewußt der Gedanke in den Vordergrund: „Natürlich, die Schwarzen haben halt wieder einmal die Hand im Spiel!" Ganz offenbar hat die merkwürdige Erscheinung, daß der Ultramontanismus in den Angelegenheiten der Reichsgelder gerade unsere evangelischen Konservativen sich zu Bundesgenossen zu machen gewußt hat, einen schlechten Eindruck hinterlassen. Und die ewige religiöse, kirchliche, luftdichte Abschließung von allem Protestantischen erwärmt zuletzt doch auch die, die im übrigen nicht einmal besonders religiös und kirchlich empfinden.

Aber dann die Freunde! Die haben ihre Sache gut gemacht. Wie manchesmal mögen sie beieinander gesessen sein, Beratung gepflogen, Briefe und Telegramme ausgesendet, Pläne geschmiedet, Plakate entworfen, Artikel geschrieben haben und vieles andere mehr! Solche verdrießliche, mühselige Kleinarbeit lohnt sich zuletzt doch. Wenn auch gerade nicht „die Volksseele kocht", so ist es doch schon etwas, wenn sie aufhorcht und fragt und ein „soll ich?" „will ich?" „müßte ich?" sich vorlegt. In den Vormittagsstunden dieses Sonntags ist in 20 Kirchen Mannheims und seiner Umgebung durch fremde Prediger Festgottesdienst gehalten worden. Eine eigenartige Weise, die Bevölkerung auf das Wichtige hinzuweisen! Sie hat, rein äußerlich genommen, ihre Wirkung getan. Man hat diesmal den Massenschritt evangelischer Glaubensbataillone hören können. So ist's recht! Das muß uns in Fleisch und Blut übergehen. So gut der Mensch für ein paar Stunden sein Alltaggewöhnliches liegen und stehen läßt, um irgend etwas Neues, Aufsehenerregendes anzustaunen, ein Pferderennen, eine Automobilwettfahrt, einen Fußballmatch, muß es ihm auch zur Gewohnheit werden, zur Stelle zu sein, wenn ihn seine Kirche ruft. Da liegen für ihn nicht bloße Unterhaltungen, sondern erbgeschichtliche Verpflichtungen. Nach dieser Richtung hin müssen wir noch viel mehr aufklären und werben, mit Druckerschwärze, von Mann zu Mann.

Und was hat der Evangelische Bund geistig geboten? Im Rahmen von wohlgelungener äußerer Veranstaltung, namentlich von guter, extra für diesen Zweck ersonnener und eingeübter Musik, das große Thema: „Der Protestantismus im öffentlichen Leben." Ich habe immer die Empfindung, als hätten wir über diesen Gegenstand vorläufig immer noch erst ein dunkles Gefühl, aber kein klares Wissen, noch weniger ein fröhliches und trotziges Glaubensbekenntnis. In den Büchern steht's wohl, aber nicht im Gedächtnis, aus dem wir es jeden Augenblick wie eine überzeugende und anspornende Statistik uns selbst, der Masse des Volkes vor allen vor Augen stellen können. Das Thema redet zu unserem Volk noch nicht volkstümlich genug. Es ist noch zu viel Gelehrsamkeit von den Kathedern dabei. Seine Disposition geht noch zu wenig in die vielen Unterabteilungen. Es sollte mehr in 10-Pfennigheften stehen, anstatt in solchen zu 20 Pf. und 1 M. Es sollte, in Worten gesprochen, viel kraftvoller die Form gewinnen, die ganz von selber durch unwillkürliche Beifallsstürme unterbrochen wird, an die man noch den ganzen Rest des Lebens über denkt. Zur unbestreitbaren Feinheit der Gedanken sollte noch mehr die robuste Kraft treten. Jener Unterton sollte noch machtvoller durchklingen und an gegebener Stelle zum Durchbruch kommen, für den die angeblich so konfessionslosen Ultramontanen das Geheimnisvolle ihrer kirchlichen Ehrfurcht haben. Päpstlichen Segen auszuteilen haben wir nicht. So sollte die Tatsache weihevolle Empfindung sich verschaffen, daß die Vergangenheit uns ins Licht emporgehoben hat und die Zukunft ihr Auge erwartungsvoll auf uns gerichtet hält, daß Gott im Saale sitzt und Christus mitten unter uns ist und der heilige Geist durch alle Türritzen dringt. Ich kann das alles leider nicht genau so aussprechen, wie ich's meine. Ein anderer soll's besser machen, wenn das, was ich meine, seinem Wesen nach richtig ist.

Es soll mit dem allen nicht gesagt sein, daß in Mannheim nicht alles gut gemacht worden sei. Vielmehr hat sich im Lauf der Jahre, oder leider schon der Jahrzehnte, eine derartige Stimmung in mir aufgespeichert, und ich bin froh, daß ich sie hiermit einmal zünftig losgeworden bin, wenn vielleicht auch im falschen Zusammenhang. Denn was ich zum Schluß noch sagen wollte, ist dies. Was ich von Reden gehört habe — ich konnte leider nicht der ganzen Tagung anwohnen — hat jedenfalls gezeigt, daß der Bund unter praktischer, zielbewußter, vorsichtiger, in heiklen Fällen geschickter Leitung sein eigentliches, uranfängliches Ziel fest im Auge behält und die Themata klarbewußt durchdenkt und an den Mann bringt. Daß er sich einen so breiten und so lauten Widerhall gebenden Resonanzboden geschaffen hat, ist für seine wachsende Kunst im Organisieren ein gutes Zeichen; daß die Gegner am liebsten ihn mit geringschätzigen Bemerkungen totmachen würden, aus denen sie durch die Tatsachen zu einer robusteren Wirklichkeit aufgeschreckt worden, ist eine von unseren großen Lebensfreuden; daß der Stab der Mitarbeiter und die Gemeinde der opferwilligen Freunde wächst, erweist die gesunde Kraft des Bundes. Allen den Feldherren und Mannschaften gebührt aufrichtiger Dank. Wir wollen ihre Winke weiter geben und ihren Warnruf und Mahnruf fortpflanzen. Die große Mobilmachung unserer Kirche hat so manches Kampfgebiet, ist in vollem Zug. Des unsichtbaren Schlachtenlenkers, der dahinter steht, müssen wir uns noch frommer bewußt werden. Vorwärts! Gott will es!

Otto Raupp.

Wichtig für Brautleute
Preise 40% billiger wie in der Provinz
Franko Lieferung. Pracht-Katalog mit über 800 Abbildungen gratis u. franko.
F. ZECH'S MÖBEL-FABRIK. BERLIN. O.
Gegründet 1859. Kleine Andreasstr. 9. Beamten 6% Rabatt.

Adressen zwecks **Gewinnung neuer Abonnenten** nimmt jederzeit gern und dankbar entgegen
Der Verlag des Protestantenblattes.

Als dritter und ganz eigenartiger Hausbuch-Band erschien:

Das fröhliche Buch

Aus deutscher Dichter und Maler Kunst gesammelt von Ferdinand Avenarius

Mit Voll- und Textbildern nach Böcklin, Busch, Gulbransson, Th. Th. Heine, Kaulbach, Kirchner, Klinger, Konewka, Menzel, Oberländer, Reznicek, Richter, Schwind, Spitzweg, Stuck, Thoma, Welti, Wilke u. a.

Herausgegeben vom Kunstwart. **Preis geb. M. 4.—**

Kunstwart-Verlag Georg D. W. Callwey, München.

Zuckerkranken

senden wir gratis und franko unsere Ärzte-Broschüre über

„Senval"

durch die Apotheken erhältlich, wo nicht, geben nächste auf.

Laboratorium „Gross-Lichterfelde"
Herm. Sühlfleisch, Berlin SW 11/E. 3.

Zum Totenfest

Totenfestpredigten

Gott der Herr, der Tod sein Knecht.

(Text: 2. Tim. 1, 10)

Verfasser: **Prediger A. Fischer, Berlin.**

Unter seiner Hand — nach seinem Willen.

(Text: Psalm 18, 36b).

Verfasser: **Pastor Bungenberg, Juden.**

Bis zu 1000 Exemplaren kostet das Exemplar 1 Pf. — portofrei bei Bestellung von mindestens 10 Exemplaren derselben Predigt. Bei 1000 Exemplaren und mehr (auch gemischt) tritt eine Preisermäßigung ein, so daß 1000 Exemplare nur 6,50 M., 1500 Exemplare nur 9,75 M., 2000 Exemplare nur 13 M. usw. kosten.

Durch die Festsetzung dieses sehr billigen Preises ist allen Kirchengemeinden eine Massenverbreitung dieser Predigten — z. B. am Eingange der Kirchhöfe — ermöglicht.

Wir möchten ferner allen Pfarrämtern empfehlen, zum Totensonntage den Angehörigen der in diesem Kirchenjahre Verstorbenen eine solche Predigt ins Haus zu schicken.

Hochachtungsvoll

Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb, Schöneberg-Berlin
Eisenacherstraße 45.

Dieterichsche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher, Leipzig, Inselstraße 10.

Preis in Leinen gebunden — 3 Mark — **Deutsche Geschichte von Einhart** **Preis in Leinen gebunden — 3 Mark —**

1909. 1. bis 20. Tausend. Umfang 432 Seiten mit 16 Vollbildern und 1 bunten Karte des Deutschen Siedelungs-Gebietes in Mittel-Europa.

„Ein ganz Neues bietet das Buch schon darin, daß es die Geschichte auch der neuesten Zeit bringt: Da wo die meisten abbrechen, an der Regierung Kaiser Wilhelms II., macht der Verfasser nicht Halt, sondern er schildert gerade diese für die Gegenwart und besonders die Zukunft entscheidenden Ereignisse in ruhiger und, wie uns scheinen will, durchaus gerechter Weise. — Nach den leidenschaftlichen Ausbrüchen, die die Novembertage gebracht hatten, muß es jedem ernsthaften Deutschen — einerlei ob hoch oder niedrig — von Wert sein, die Urteile eines Mannes zu hören, den er auf den vorhergehenden Blättern als einen unbestechlichen großzügigen Darsteller geschichtlicher Vorgänge kennen gelernt hat. — Gerade dieser letzte Teil macht die Geschichte von Einhart so wertvoll, denn der Verfasser begnügt sich nicht mit den Ereignissen im Deutschen Reiche; er greift hinüber nach Oesterreich und gibt uns ein treffendes Bild von der Lage des Deutschtums in den Habsburger Landen. Er schildert die Schicksale der Volksgenossen in den übrigen deutschen Staaten (Schweiz, Niederlande, Belgien und Luxemburg); er bietet einen Ueberblick über die Geschichte deutscher Siedlungen in Europa (Rußland) und über See (besonders in Amerika und Südafrika). Seine Darstellung der inneren Entwicklung im 19. Jahrhundert ist von hervorragender Klarheit, und überall zeigt der Verfasser auch hier neben den stolzen Lichtblicken unserer Geschichte die Schäden und Schattenseiten, die notwendig vorhanden sein müssen. — **Das Buch ist für jeden Politiker ein wertvolles Hilfsmittel; für den Lehrer kann es reiche Anregung bieten;** dem Arbeiter wird es in seinen Erholungsstunden lieb werden; auch dem akademisch Gebildeten, dessen Zeit beschränkt ist und der dennoch sein geschichtliches Wissen auffrischt, wird es in seiner spannenden Darstellung fesselnd erscheinen. **Vor allem aber wünschen wir es in die Hände unserer deutschen Frauen, unserer Mütter. Ihnen und ihren Söhnen und Töchtern könnte es ein Begleiter sein, ein Wegweiser zu treuem, ernsthaftem Dienste für ihr deutsches Volk.** — In diesem Sinne hoffen wir auf einen Erfolg des schönen Buches."

Die Wartburg, 30. April 1909.

Im „Literarischen Zentralblatt" vom 7. August heißt es am Schlusse einer längeren Besprechung: **„Wir begrüßen das Erscheinen des Buches als eine patriotische Tat und wünschen ihm die weite Verbreitung, die es in jeder Hinsicht verdient."**

Dr. A. Wirth im „Tag" vom 3. August: **„Das war's, was ich mir immer wünschte. Was die Welt wirklich brauchte. Eine aus neuzeitlichem Geiste geborene Geschichte der Deutschen. Dabei geschmackvoll, übersichtlich und lebendig . . . . Ein starker Wille zum Leben strahlt aus jeder Seite des Buches."**

Eine vollständige, den neuesten Forschungen entsprechende, billige deutsche Literaturgeschichte!

Ein echtes Hausbuch! **Weichers Deutsche Literaturgeschichte** **Glänzend beurteilt!**

Für höhere Schulen und zum privaten Studium bearbeitet von Direktor Prof. Dr. **E. Gutjahr**, Professor Dr. **H. Draheim**, Oberlehrer Dr. **O. Küntzel**, Oberlehrer Dr. **Rob. Riemann.**

1909. 2. verbesserte Auflage. 4. bis 10. Tausend. Mit 12 Vollbildern. – Preis in elegantem Einbande 2,40 Mark.

„Eine klare auf das Notwendigste beschränkte Darstellung des deutschen Schrifttums in seinem Entwicklungsgange. Die Zeit vor Klopstock ist auf 65 Seiten abgehandelt, während die nachfolgende Literaturgeschichte 187 Seiten umfaßt. Dies Verhältnis entspricht durchaus der verschiedenen Wichtigkeit beider Entwicklungszweige. Dabei fehlt auch im ersten Teile nichts Wesentliches von dem, was der gebildete Deutsche von der Geschichte seiner Literatur wissen muß. Besonders angesprochen hat mich die Darstellung unserer zweiten klassischen Literaturperiode. Hier tritt Goethes Persönlichkeit in ihrer überragenden Größe gebührend hervor. Wer einen zuverlässigen Führer für das Selbststudium in der Literatur sucht, dem sei dies Buch bestens empfohlen."

Dr. Otto Gramzow, Charlottenburg, im „Literarischen Ratgeber" Nr. 10.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. — Verlag des Protestantenblattes, Berlin-Schöneberg, Eisenacherstraße 45. — Druck von Hoffmann & Reiber, Görlitz.